

Sekretär über die schneeigen Hügel schritt und oben auf dem Bauernberg, wo das Eis durch Übergießen hoher Gerüste gewonnen wird, eben dazu kam, als ein einsamer Eisarbeiter sich im Gebälk plötzlich krank fühlte und um Hilfe rief. Da kletterte auch der Bischof auf die vereisten Satten, half den Arbeiter herunterbringen, dann rannte er den steilen Weg hinüber zum Jesuitenkirchlein, um das Allerheiligste zu holen, und kam noch atemlos zurecht, um dem Sterbenden die letzte Wegzehrung zu reichen. . . .

„Die Stadt ist voll von kleinen und großen Geschichten über den toten Bischof. Es sind Geschichten, die ihm Ehre machen, lauter Geschichten, die durchsickert sind von seiner reinsten, edelsten Menschenliebe und von der warmen, rückhaltlosen Verehrung aller Kreise der Bevölkerung, ohne Unterschied des Glaubens, des Ranges, der politischen Richtung.

„Dr Pittmair war ein Oberösterreicher — sein Vater war Bezirkshauptmann von Mattinghausen — und innig hing der Kirchenfürst an seiner schönen Heimat. Er war ein passionierter Tourist, ein Naturfreund, der sich in Wald und Feld, vor allem aber auf Bergeshöhen weitaus wohler fühlte als in städtischer Gesellschaft, die er nur selten aufsuchte. Gern verkehrte er mit den Barmherzigen Brüdern, mit Ärzten, mit Deuten des Volkes. Der Krieg, dessen verheerende Wirkungen er schmerzbewegt lindern half, erfüllte ihn aber auch mit hoher Begeisterung für unsere tapfere Armee, die nach seiner Meinung der weitestgehenden Anerkennung und dankbarsten Rücksichtnahme von seiten aller Behörden und Einzelmenschen würdig war. . . .

„Strömender Regen rieselt an dem Gemäuer des Domes nieder, dessen stolze Silhouette mir zum Fenster hereingrünt. Strömender Regen durchnäßt ringsum die schwarzen Fahnen, die trauernd von allen Häusern hängen. Einz weint um seinen Bischof. Einz und ganz Oberösterreich. Vielleicht hat ganz Österreich Ursache, um ihn zu trauern, denn er war einer der besten und edelsten seines Standes.“

P. Lippert S. J.

Frankreich und seine „Priester-Soldaten“.

Im Jahre 1889 setzten die Frankreich beherrschenden antikirchlichen Triebe das Gesetz durch, das die Geistlichen zum Waffendienst zwang; unter dem Deckmantel des Eifers für die allgemeine republikanische Gleichheit wiegte man sich in der Hoffnung, dem geistlichen Stande, zumal seiner Erziehung, empfindlich zu schaden. Die Erwartungen der Kirchenfeinde wurden nach anfänglichem, bis 1895 andauerndem Rückgang der Berufe zu nichte, als diese in den folgenden Jahren wieder anstiegen und 1899, also zehn Jahre nach dem Erlaß des Gesetzes, mit der Ziffer 4681 nahe an die 4700 von 1889 herangekommen waren. Da brachten von 1901 an die kirchenpolitischen Geschehnisse unter dem Ministerium Waldeck-Rousseau und den folgenden neue Rückschläge, bis 1907 der tiefste Stand erreicht war. Doch eine Reihe allseitiger Bemühungen um die „Priesterrekrutierung“ (le recrutement sacerdotal), denen auch eine gleichbenannte Zeitschrift diente, bewirkten abermals einen so erfreulichen Aufschwung, daß man vor Ausbruch des Weltkrieges hoffen konnte, über vier oder fünf Jahre dem Priestermangel abgeholfen zu haben. Die Berufe wurden zahlreich, und die Seminarien hoben sich.

Es ist ergreifend, im Februarheft der Etudes die Klage eines der Männer zu lesen, die an das Werk der „Priesterrekrutierung“ Kraft und Mühe mit so

schönem Erfolge gesetzt hatten. „Darüber ist“, schreibt Josef Delbrel, „der Krieg gekommen. Er hat Seminare und Noviziate, Pfarrhäuser und Klöster geleert. Er nahm, um Soldaten zu schaffen, nicht bloß die jungen Leute weg, die wir in den letzten Jahren ausgewählt und herangezogen hatten, um etwas ganz anderes daraus zu machen, sondern auch weit über die Vierzigjährigen hinaus die meisten unserer Priester, Ordensleute, Missionäre, die bereits ausgebildet und in der vollen Ausübung ihres heiligen Amtes begriffen waren.“ Viele hat der Krieg schon getötet, andere wird er noch töten, und von denen, die wiederkehren, wird ein großer Teil durch Verfümmelung oder Krankheit zu ihrer Berufspflicht untauglich sein. „Der Krieg hat in sehr weitgehendem Maße nicht nur unsere, sondern auch die Anstrengungen unserer Vorgänger in zwei oder drei Menschenaltern nutzlos gemacht.“

Zu gleicher Zeit schreibt in den holländischen Studien J. Derks über Depriester-soldaat. Derks wie Delbrel geben zu, daß der Kriegsdienst der Priester auch einige Vorteile habe, die freilich keineswegs in der Zielrichtung der Kirchenhasser liegen. Die Priester und jungen Seminaristen haben das, was nun einmal ihre Aufgabe geworden war, mit vorbildlicher Hingabe ergriffen, durch Tapferkeit und Todesverachtung sich ausgezeichnet, immer zu den schwierigsten Befehlen sich herangebracht, dem antikirchlichen Gerede von Mangel an Patriotismus oder Mut heldenmäßige Tatsachen entgegengesetzt. Auch ermöglichte ihre Anwesenheit im Heere geistliche Dienstleistung, wie sie sonst kaum denkbar gewesen wäre. Des Schwerverwundeten Nachbar im Schützengraben, des Fallenden Kamerad auf dem Sturmsfelde, des in verlassener Nacht Liegenden Schmerzengesährte war ein Priester. Er konnte, obwohl oder weil selbst verwundet, da helfen, wohin der bestellte Feldkaplan unmöglich vordrang; er konnte, wenn eine Kampfpause eintrat, rasch die Gelegenheit zu gottesdienstlichen Handlungen ausnützen. Auch in englischen Berichten aus dem Felde fanden wir eine Menge schöner Züge aus dem Wirken der *soldier priests*.

Dennoch beklagen Delbrel wie Derks, der Franzose wie der Neutrale, das Kampfleben der Geistlichen tief, selbst abgesehen von dem Kirchengesetz und den ihm zu Grunde liegenden Erwägungen. Das religiöse Leben der Heimat ist durch die Aushebung der Geistlichen seiner Führer beraubt, gerade zu einer Zeit, wo es vielerorts aus bedauerlichem Schlaf aufwacht und Paul Bourget von einem „atheistischen Mutismus“ sprechen kann, wo auch so viel Elend und Trauer nach Trost und Hilfe verlangen. Die „Apologetik des Krieges“ müßte vertieft und zugleich geleitet, geklärt und auf ernste Ziele gerichtet werden, auf gereinigtere Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Liebe; sie müßte einer aufrichtigen Erneuerung der Sitten, einer wirklichen Wiedergeburt der Gesellschaft dienstbar gemacht werden. Dazu bedürfte es aber der Priester, vieler Priester. Wie wird es ferner nach dem Kriege sein, wo viele Pfarreien der Hirten beraubt sind und erst recht nicht neue Pfarreien, selbst nicht bei der schreiendsten Not der großen Städte, errichtet werden können? Wer füllt die Lücken im Ordensklerus und die besonders schmerzlichen in den Missionen aus? Was wird aus so vielen caritativen, sozialen, apologetischen und andern wissenschaftlichen Unternehmungen, durch die sich die

französische Geistlichkeit in den letzten Jahren immer mehr auszeichnete, was aus den von Geistlichen geleiteten Mittelschulen, aus den Universitätsseminarien, den freien Universitäten (Instituts catholiques), denen man vielleicht weder Lehrer noch Schüler wird überlassen können, wenn die Geistlichkeit unter dem Druck der unmittelbaren Seelsorgsarbeit auf die Erstrebung wissenschaftlicher Ziele verzichten muß? Solche Erwägungen und Tatsachen zeigen, mit wieviel Recht bei den Verhandlungen, die der neuesten Regelung der spanischen Militärgesetzgebung vorangingen, der Grundsatz betont wurde, die Freiheit der Geistlichen vom Waffendienst sei nicht als ein Vorrecht, sondern als Ersatz eines Dienstes durch einen andern zu betrachten. Das spanische Gesetz vom 12. Februar 1912 nimmt, wie soeben im Märzheft von Razón y fe José M. García Ocaña eingehend darlegte, die Geistlichen vom eigentlichen Militärdienst aus und weist ihnen dafür standesentsprechende Dienstleistungen für Heer und Vaterland an.

Es werden keine Zahlen genannt, wieviele Geistliche gegenwärtig in der französischen Armee stehen. Zu Anfang des Krieges sprach man von 25 000, mittlerweile werden noch viele nachberufen sein. Die Verlustziffern, die aus einzelnen Orden schon bekannt sind, lassen auf erschreckende Verluste im Gesamtklerus schließen, die für das religiöse und sittliche Gedeihen Frankreichs ein schweres Unglück bedeuten. Delbrel muntert sich und seine Leser wider die Versuchung zur Niedergeschlagenheit auf durch das tapfere: „Fangen wir von neuem an!“ womit er seinen Aufsatz überschreibt und das er durch trostreiche Rückblicke auf manchen Neuanfang in der Geschichte des französischen Klerus begründet. Eines braven Seminaristen, der als Korporal im 43. Infanterieregiment den Soldatentod fand, letzte Worte waren: „Ich bringe mein Leben zum Opfer dar für die Priesterrekrutierung und für die Bekehrung der Sünder.“

Otto Zimmermann S. J.

Der hl. Alfons M. von Liguori und die Gesellschaft Jesu.

Wer etwa das Verhältnis zwischen Redemptoristen und Jesuiten nur aus ihrer Kontroverse über Probabilismus und Aquiprobabilismus kennen sollte, wird durch eine kleine Festgabe angenehm überrascht werden, die der bekannte holländische Moralthologe P. J. L. Jansen C. SS. R. zum Jubiläum der Wiederherstellung des Jesuitenordens unter obigem Titel erscheinen ließ. (38 S. Holländisch-Nijmegen 1914, Malmberg.). Man weiß aus seinen früheren Schriften, wie entschieden der Verfasser im übrigen die Schulmeinung vertritt. Aber diesmal hat ihm lautere Freundschaft die Feder geführt, um zu zeigen, daß die Wertschätzung und Liebe, die seinen heiligen Stifter gegen die Gesellschaft beseelte, und die von den Jesuiten jener Zeit mit nicht geringerer Verehrung und Hingabe erwidert wurde, auch heute noch auf beiden Seiten fortbesteht.

Als Einleitung macht P. Jansen in sinniger Weise auf einige äußere Umstände aufmerksam, welche die Schicksale des hl. Alfons Maria zu Anfang und zu Ende in eine merkwürdige Verbindung mit den Jesuiten brachten. War es doch z. B. ein Jesuit, der große neapolitanische Volksmissionär Franz von